



Bild von Götz Eisenberg

Götz Eisenbergs Durchhalteprosa

Lost Generation?

*„Wenn ich heute einen Essay schreibe,
habe ich immer das Gefühl, der Leser steht
neben mir, wir machen uns gemeinsam auf
den Weg und plaudern ein wenig.“*

(Helen Macdonald)

Das Haus, auf das ich durch mein Küchenfenster schaue, besteht aus Betonplatten und hat vier Etagen. Die Wohnung im ersten Stock scheint lediglich ein Spekulationsobjekt zu sein, denn dort sieht man nur gelegentlich mal einen Mann auf dem Balkon eine Zigarette rauchen. Die übrige Zeit scheint dort niemand zu wohnen. Im zweiten Stock wohnt eine mittelalte Frau, die auf dem Balkon raucht und permanent mit einer unangenehm-durchdringenden Stimme telefoniert; ganz unten und ganz oben wohnen Typen, die die vollkommene Smartphone-Wischer sind. Weder den Typ im Erdgeschoss, noch den im Penthouse habe ich jemals ohne Gerät gesehen. Auch sie rauchen, aber nie einfach so, sondern immer nebenher. Sie sind buchstäblich mit ihren Geräten verwachsen oder diese mit ihnen. Der Typ, der auf meiner Höhe wohnt, gehört zum „Finanzgesindel“, wie Frank-Markus Bar-

wasser alias Erwin Pelzig diese Berufsgruppe genannt hat, und macht sein Geld mit windigen Spekulationsgeschäften. Ihm gehört, ohne dass er jemals etwas Gescheites gearbeitet hat, nicht weit von hier ein halber Straßenzug. Er tritt morgens auf die Terrasse und rasiert sich. Aber selbst während des Rasierens daddelt er auf dem Smartphone herum. Wenn ich



Bild von [NatureFriend](#) auf [Pixabay](#)

nachts noch einen letzten Schluck Wasser trinke, sehe ich ihn häufig als Silhouette über sein Gerät gebeugt und rauchend auf der Dachterrasse stehen. Bei mir nenne ich die Typen oben und ganz unten „Axolotls“ oder „Lurche“. Das geht auf eine Passage in der *Dialektik der Aufklärung* zurück, in der Horkheimer und Adorno sich mit dem Ende des Individuums beschäftigen. Die Mechanisierung und Technisierung überträgt sich aus der Sphäre der Arbeit und der Wissenschaft „auf die Erfahrungswelt der Völker und ähnelt sie tendenziell wieder der der Lurche an“. Meine Smartphone-Lurche aus der Nachbarschaft sind eigentlich nur die Träger der Geräte, in deren Bann sie geraten sind. Nicht sie benutzen die Geräte, sondern die Geräte bedienen sich ihrer und verwandeln sie in Marionetten einer vollkommene fremdbestimmten Choreographie. Sie sind die Hanswurste der Geräte, an denen die Besitzer wie Anhängsel dranhängen. Sind diese Geschöpfe überhaupt von Menschen gezeugt oder nicht vielleicht Golems des digitalen Zeitalters, das Produkt einer Kreuzung aus Laptop, ipod, MP3-Player, Fernsehen und Mobiltelefon? Mediale Autisten? Manchmal erhält er Besuch von geschneigeltten Frauen und Männern, denen er Drinks serviert. Der Blick auf und in die Wohnung des Spekulanten, die mir mit ihrer gläsernen Fassade wie ein Aquarium vorkommt, liefert Bilder wie von Edward Hopper: Das Nebeneinander von Einsamkeiten, Autismus zu zweit oder zu dritt oder in der Gruppe. Und Kälte. Eine alles durchdringende Kälte.

*

„Im Grunde muss doch jeder wissen, dass die Welt heute die Hölle ist.“

(Theodor W. Adorno)

Der *Lurch* bezeichnet im Kontext der Kritischen Theorie eine Extremvariante der Entfremdung und Verdinglichung. Manchmal spürt man sehr deutlich, dass die Kategorien der *Kritischen Theorie* keine nüchternen wissenschaftlichen Termini und rein sachlichen Begriffe sind, sondern verwerfende, die immer auch Wut und Enttäuschung transportieren. Wut auf das, was der Kapitalismus den Menschen antut, und Enttäuschung darüber, dass aus dem Volk, dem

man einst die Revolution zutraute, ein „Volk von Fellachen“ geworden ist, wie Max Weber es ausgedrückt hat. Die anfangs gewaltsam erzwungene Unterwerfung unter das Kommando des Kapitals mündet in eine *Identifikation mit dem Angreifer*, die schließlich einen Menschentyp hervorbringt, der verbissen seine eigene Knechtschaft verteidigt. Die domestizierten Arbeiter, schrieb der junge Max Horkheimer, „sind die Affen ihrer Gefängniswärter, beten die Symbole ihres Gefängnisses an und sind bereit, nicht etwa diese ihre Wärter zu überfallen, sondern den in Stücke zu reißen, der sie von ihnen befreien will.“ Das ist die traurige Wahrheit – bis auf den heutigen Tag.

Seit einiger Zeit erwache ich morgens viel zu früh. Der Herzschlag rast und dröhnt in meinen Ohren. Meist finde ich dann nicht zurück in den Schlaf. Ich bleibe liegen und gebe mir Mühe, aber ich schlafe partout nicht mehr ein. Vor Schlafmangel ist mein Kopf manchmal ganz dumpf. Es dauert bis zum Mittag, ehe sich der Nebel lichtet und die Gedanken klarer werden. Ich sollte mal versuchen, früher zu Bett zu gehen und den Schlaf vorzuverlagern, damit ich auf sieben oder acht Stunden Schlaf komme. Das wiederum scheitert am Lärm, den die Leute in der Wohnung unter mir verursachen. Da die erst gegen Mitternacht zur Ruhe kommen, hat es für mich wenig Sinn, früher zu Bett zu gehen. Es sei denn mit Ohrenstöpseln. Das kann man mal machen, aber nicht dauernd. Schlaflosigkeit und Schlafmangel scheinen Alterserscheinungen zu sein. Insgesamt habe ich mir das Altwerden früher nicht so schlimm vorgestellt. Vielleicht habe ich auch gar nicht ernsthaft damit gerechnet, alt zu werden.



Bild von [Public Co](#) auf [Pixabay](#)

Unsere Generation war ins Jungsein verliebt und kokettierte damit, früh zu sterben. Ich habe mir nicht vorstellen können, mal siebzig Jahre alt zu werden. Die Lektüre von Sándor Mára's späten Tagebüchern hat mir die Notwendigkeit noch einmal drastisch vor Augen geführt, mir zeitig über eine Exit-Strategie Gedanken zu machen. Im Februar vorigen Jahres hat das höchste deutsche Gericht

entschieden, dass das allgemeine Persönlichkeitsrecht das Recht auf ein selbstbestimmtes Sterben einschließt. Man darf sich das Leben nehmen und sich dabei helfen lassen, vorausgesetzt, der Entschluss wurde autonom gefasst. Und das würde ich für mich in Anspruch nehmen. Wenn denn der Gesundheitsminister dieses Urteil endlich in eine Gesetzesvorlage verwandelt und das Parlament zugestimmt hätte, müsste ich also zu meinem Hausarzt gehen und ihn um Hilfe bitten können. Er wird mich zu einer Beratung verdonnern dürfen, kann aber die

Ermöglichung der Selbsttötung nicht von der Bewertung meiner Beweggründe abhängig machen. Es genügt kundzutun, lebensmüde zu sein. Der Minister hat bisher keine Anstalten unternommen, ein entsprechendes Gesetz auf den parlamentarischen Weg zu bringen, und wird dieses heiße Eisen in dieser Legislaturperiode wohl auch nicht mehr anfassen. Er konnte sich bislang mit dem Management der Pandemie bequem herausreden. Das Bahnbrechende an diesem Urteil ist ja, dass der Suizidwillige sich nicht mehr den Kopf darüber zerbrechen muss, ob er sich irgendwo hinunterstürzen, vor einen Zug werfen oder erhängen will und muss. Mir ist noch in schrecklicher Erinnerung, dass Erich Loest sich vor ein paar Jahren noch aus einem Leipziger Krankenhausfenster stürzen musste, um sein Leben nicht auf einer institutionellen Müllkippe zu beenden. Mein Freund Jürgen ließ sich von einem Zug enthaupen, mein Freund Lothar griff zum Strick. Wer weiß, welche Qualen er durchlitt. Das alles könnte und sollte uns erspart bleiben, wenn Ärzte nach einer entsprechenden Beratung Pentobarbital verschreiben würden. Dann könnte jeder, der genug hat vom Leben, sich eine entsprechende Zeremonie des Abschieds überlegen.

**Das alles könnte und sollte
uns erspart bleiben, wenn
Ärzte nach einer entsprechen-
den Beratung Pentobarbital
verschreiben würden**

Der Tag ist trüb und wolkenverhangen. Das Wetter lädt nicht zum Schwimmen im Fluss ein. Vielleicht hat das trübe Wetter dazu beigetragen, meine Gedanken trübe werden zu lassen. Vielleicht hat aber auch der Umstand dazu beigetragen, dass ich heute Morgen, als ich mit einem Tablett voller Frühstücksutensilien zu U. hinaufstieg, auf der Treppe stolperte und alles zu Boden fiel. Ein Tontöpfchen, in dem ich seit Jahrzehnten meinen Quark anrühre, ging dabei zu Bruch. Es stammte aus einem Aufenthalt im Elsass und war ein Geschenk meines Doktorvaters, der letztes Jahr gestorben ist. So ein Ereignis lädt sich ungewollt und ungesteuert mit Bedeutungen auf. Die Dinge sind menschlich, heißt es bei Sartre irgendwo, sie symbolisieren etwas. Auch das Straucheln ist symbolisch und führt mir meine Hinfälligkeit und Schwäche vor Augen. So etwas kann die Gedanken schon mal ins Melancholische driften lassen.

Dieser Tage lag ein kleiner liniertes Zettel in meinem Briefkasten. Eine Leserin des *Gießener Anzeigers* weist mich in einer akkuraten und gut lesbaren Handschrift darauf hin, dass ich Unrecht hatte, als ich vor etlichen Wochen behauptete, es gebe in unseren Breiten keine Glühwürmchen mehr. In der Februarausgabe meiner Kolumne hatte ich geschrieben: „Ich umrunde in der Abenddämmerung den Schwanenteich. Immer häufiger sieht man Hunde, die ein Geschirr aus bunten Lämpchen tragen. Grün oder rot leuchten die Hunde in der Dun-

kelheit. Von Weitem sieht das aus, als würden Glühwürmchen umherschweben, die es ja schon lange nicht mehr gibt. Wir haben keine Glühwürmchen mehr, dafür nun aber Glühhunde!“ Die Leserin schreibt: „Sie haben Unrecht. Es gibt sie noch, die Glühwürmchen. Wir treffen sie da an, wo nicht mit Rasenmäher und Laubsauger gebrummt wird.“ Es folgt die freundliche Einladung zu einem Spaziergang an einem lauen Juli- oder Augustabend. Mich hat diese Intervention an eine Passage von Robert Gernhardt erinnert. Sie war an Pier Paolo Pasolini adressiert, in dessen Freibeuterschriften ein Kapitel enthalten ist, das *Vom Verschwinden der Glühwürmchen* überschrieben ist. Gernhardt berichtet, dass es rund um sein Landhaus in der Toscana vor Glühwürmchen nur so wimmele. Wenn Pasolini von *Verschwinden der Glühwürmchen* spreche, zeuge das davon, dass er seit Langem nicht mehr aus Rom herausgekommen sei. Ich meine, dass auch Gernhardt eine Einladung an Pasolini ausgesprochen hat, ihn mal zu besuchen, damit er ihn von der Fortexistenz dieser kleinen Insekten überzeugen könne. Wahrscheinlich wollte er mit dem Meister ganz nebenbei eine gute Flasche Rotwein leeren und dabei nach Herzenslust plaudern. Dabei wusste natürlich auch Gernhardt, dass Pasolinis Rede vom *Verschwinden der Glühwürmchen* eine Metapher war, die die Zerstörung des alten bäuerlich-handwerklichen Italien bezeichnen sollte, dem Pasolini nachtrauerte. Was für die deutschen Romantiker die „Blaue Blume“ war, das waren für Pasolini die Glühwürmchen.

Seit Tagen schiebe ich dringend notwendige Klärungen mit Behörden vor mir her. Ich bin ein großer Prokrastinierer vor dem Herrn, das heißt, ich verweigere mich dem, was zu erledigen wäre, verplempere meine Zeit mit unnützen Verrichtungen, so lange, bis die Katastrophe ganz nahe ist. Katastrophe ist in den Fällen, um die es aktuell ging, ein zu starkes Wort. Einmal läuft meine innerstädtische Parkerlaubnis demnächst aus. Ich muss also einen neuen Parkausweis beantragen. Die Verkehrsbehörde hatte mir einen Brief zugeschickt, in dem davon die Rede ist, dass man für die Verlängerung ab sofort bitte ein Onlineportal benutzen solle. Wenn ich das Wort Onlineportal höre, entsichere ich meinen Browning, die ich natürlich nicht habe. Außerdem ist das ein Zitat von einem Nazi und geht schon deswegen nicht. Also sandte ich eine Mail an die Verkehrsbehörde und bat darum, die Angelegenheit auch fürderhin analog abwickeln zu dürfen. Ich hatte wenig Hoffnung, damit durchzukommen und rechnete schon mit mittelschweren Komplikationen und aufwendigen Nachhilfestunden bei einem Freund, der mir in digitalen Belangen manchmal beispringt. Umso überraschter war ich, dass ich heute einen ganz analogen Anruf von einem Mitarbeiter der Verkehrsbehörde erhielt, in dem dieser mir mitteilte, der neue Ausweis werde mir dieser Tage mit der Post zugeschickt. Ob soviel Entgegenkommens und Freundlichkeit fiel ich aus allen Wolken und war baff. Da heute offenbar mein Glückstag war, beschloss ich, nun auch noch wegen meines Steuerbescheids beim Finanzamt anzurufen. Und was soll ich sagen? Auch hier traf ich auf einen Mitarbeiter, der meine Fragen freundlich und kompetent beantwortete. Am Schluss konn-

ten wir uns kaum noch trennen, so waren wir ins Plaudern gekommen. So viel werfe das Schreiben ja offensichtlich auch nicht ab, und es war ihm fast peinlich, dass mir seine Behörde von den kärglichen Beträgen auch noch etwas abziehen müsse. Ich bedankte mich für die Beratung.

Früher ging man, wenn man das Geld für eine Domina sparen wollte und trotzdem mal richtig gedemütigt werden wollte, aufs Einwohnermeldeamt oder zur Passstelle oder zu sonst irgendeiner Behörde. Überall hockten übelgelaunte Beamte hinter ihren Schreibtischen, die einen erst mal warten ließen, auch wenn sie ganz offenkundig nichts zu tun hatten. Heute trifft man überall auf lächelnde Mitarbeiter, die säuselnd fragen: „Was kann ich für Sie tun?“ Die Pandemie des Service-Gequatsches und des dazugehörigen Lächelns kann auch nerven. Heute aber bin ich einfach nur erleichtert und froh, dass ich ausnehmend freundlich behandelt worden bin und zwei Sorgen von mir genommen sind.

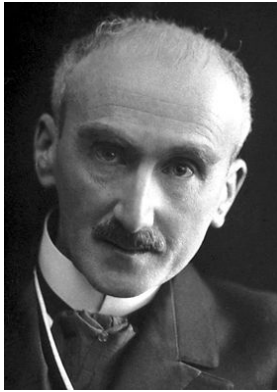


Bild von wal_172619 auf Pixabay

Der französische Philosoph Henri Bergson starb im Januar 1941, also vor 80 Jahren, an einer Lungenentzündung, die er sich zugezogen hatte, als er Schlange stehen musste, um sich als Jude registrieren zu lassen. Seine Beisetzung wurde im von den Deutschen besetzten Frankreich zu einer nationalen Demonstration. Ich bin wahrlich kein Bergson-Spezialist, aber so viel gibt mein Halbwissen doch her: Bergson nahm Themen wieder auf, über die schon Blaise Pascal nachgedacht hatte. Wie dieser ist auch Bergson davon überzeugt, dass das rationale und mathematische Denken auf wesentliche Fragen keine Antwort weiß. Der Mensch, so Pascal, denke auch mit dem Herzen: „Das Herz hat seine Gründe, die die Vernunft nicht kennt.“ Auch für Bergson steht fest, dass die Welt und ihre Mysterien nicht nur naturwissenschaftlich gedeutet werden können und dass einem bloß rationalen Denken Wesentliches entgeht. Um das Wissen des Lebendigen zu erfassen, bedarf es eines Erkenntnisvermögens, das er *Intuition* nennt. Die privilegierte Sprache der Intuition ist die Metapher, sie drückt sich nicht nur in Begriffen, sondern auch in Bildern aus. Wer das Leben in seiner ganzen saftigen Fülle zur Sprache bringen will, muss nach einer Sprache suchen, die sich der geheimnisvollen Bewegung des Lebendigen behutsam anschmiegt. Kein Wunder also, dass Bergson 1927 den Nobelpreis für Literatur er-



©Christel Stroh 2020



Henri Bergson 1927
Unknown author, Public
domain, via Wikimedia
Commons

hielt. Bergson ist ein Denker des Lebendigen, das vom *élan vital* angetrieben wird, eine Idee, wie uns später bei Wilhelm Reich wieder begegnet. Er ist die Lebensschwungkraft. Da für uns ein solches Denken durch den Faschismus und seine Verteufelung der Vernunft diskreditiert ist, steht uns die Entdeckung Bergsons noch bevor. Dem stand und steht das Verdikt der Kritischen Theorie entgegen, die Lebensphilosophie Bergsons habe zur Verfinsterung der Vernunft beigetragen und dem Faschismus intellektuell in die Hände gearbeitet. Die französische Linke hat diese Probleme nicht und hat ihn sich als „Denker des Wissens des Lebendigen“, wie es der Résistance-Kämpfer und Arzt Georges Canguilhem formulierte, angeeignet. Auch das Denken von Gilles Deleuze ist stark von Bergson

beeinflusst. Er hat eine Einführung in sein Werk verfasst, die im Hamburger Junius-Verlag auch auf Deutsch erschienen ist. Das alles aber nur so nebenbei. So auch zum Schluss noch die Assoziation – ich folge mal wieder meiner Hirnantilope -, dass auch die Psychoanalyse auf der Grenze von Wissenschaft und Kunst siedelt. Ihr Hauptkenntnisvermögen ist die Empathie, eine freilich durch wissenschaftliche Kenntnisse gezügelte und gelenkte Einfühlung in fremde Lebensprozesse. Also gerade kein blindes, begriffloses Fühlen, sondern ein begrifflich angeleitetes Mitschwingen und Sich-Einfühlen. Hans Kilian, ein weithin in Vergessenheit geratener linker Psychoanalytiker, der an der Gesamthochschule Kassel lehrte und das bahnbrechende Buch *Das enteignete Bewusstsein* geschrieben hat, beschrieb die Psychoanalyse als etwas, „das Wissenschaft enthält und dennoch nicht in Wissenschaft aufgeht“. Der Psychoanalyse wird seit Anfang an mit Misstrauen begegnet, weil sie eine Grenzgängerin sei – zwischen dem grell ausgeleuchteten Bereich der exakten Wissenschaften und dem dunklen Territorium des Traums und des Unbewussten, das sich rein begrifflich nicht erfassen lasse. Die Innenwelt lässt sich nicht vermessen wie ein Acker, der bebaut werden soll. Dem Positivismus - auch dem Partei-Marxismus, der im Grunde auch ein Positivismus ist - ist sie deswegen suspekt. Ich habe in meinem Buch *Zwischen Anarchismus und Populismus* eine Lanze für eine linke Aneignung der Romantik gebrochen, von der wir lernen könnten, wie eine Sprache aussehen und klingen könnte, die in die Phantasie greift und Menschen bewegt. Ernst Bloch: Es geht nicht um „Windbeutelerei und Mystizismus“: „Von diesem lebten die Nazis, doch sie konnten eben nur deshalb so ungestört mit ihm betrügen, weil eine allzu abstrakte (nämlich zurückgebliebene) Linke die Massenphantasie unterernährt hat. ... Die Nazis sprechen betrügend, aber zu Menschen, die Kommunisten völlig wahr, aber nur von Sachen.“ Allzu Vieles konnte für faschistische Zwecke ausgenutzt werden, weil es von der Linken nicht besetzt und ausgegrenzt worden war. Es ist höchste Zeit, mal wieder den alten Bloch zu lesen: Zur Originalgeschichte des Dritten Reiches (in: Erbschaft dieser Zeit).



Westerwald

Bild von [Einfach-Eve](#) auf [Pixabay](#)

H heute Morgen bin ich nach Frankenbach gefahren. Dort betreibt mein Freund Harald seine Autowerkstatt. Ein Mal pro Woche kommt ein Mann vom TÜV zu ihm, und heute hatte ich einen Termin bei ihm. „Seit dem letzten TÜV vor zwei Jahren bist du rund 3.500 Kilometer gefahren. Ein vorbildlicher CO²-Fußabdruck. Wenn du so weitermachst, wirst du noch Ehrenvorsitzender der Grünen“, vermeldete Jonas, Haralds Sohn, der mittlerweile den Chef abgelöst hat. Am Auto gab es nichts zu beanstanden, und nach einer halben Stunde pappete der TÜV-Mann die Plakette aufs hintere Nummernschild. Es ist zu einem Ritual geworden, dass ich im Anschluss an einen Besuch bei Harald auf den Dünsberg steige, an dem ich auf dem Heimweg vorbeikomme. Ich habe diesen beinahe mythologischen Ort schon des Öfteren beschrieben und möchte jetzt nur daran erinnern, dass der Dünsberg ein keltisches Oppidum gewesen ist. Ich wählte die steile Route. Wenn ich die noch schaffe, ohne einen Kollaps zu erleiden, sage ich mir jedes Mal, dann ist noch nicht alles zu spät. Es war inzwischen beinahe zehn Uhr und schon ziemlich heiß, aber ich schaffte es. Der Schweiß tropfte mir von den Nasenspitze. Nach einer halben Stunde kam ich zur Skulptur *Noahs Irrtum*, die von meinem Freund Matthes stammt und seit einem Jahr über jeder Folge der Durchhalteprosa zu sehen ist. Sie fällt langsam in die Natur zurück. Auf dem 500 Meter hohen Gipfel angekommen, setzte ich mich einen Moment auf eine Bank und schaute über die hügelige Landschaft Richtung Westerwald. Es war ein wunderbarer Sommertag. Große weiße Wolken segelten ruhig dahin, Milane kreisten am Himmel über mir. Den ganzen Weg hinauf und wieder hinab be-

gegnete mir kein Mensch. Auf dem Rückweg pflückte ich ein Sträußchen Waldmeisterkraut, aus dem ich mir eine letzte Bowle zubereiten werde. Irgendwann wird das Kraut trocken und hart und gibt dann geschmacklich nichts mehr her. In der Stadt angekommen, hatte ich Mühe, einen Parkplatz zu finden. Drei oder vier Mal umkreiste ich den Block, bis dann direkt vor meiner Haustür ein Platz frei wurde.



Waldmeister
Bild von [zrenate](#) auf [Pixabay](#)

Es scheint hip zu sein, auf der Fensterbank zu sitzen und die Beine rausbaumeln zu lassen. Schon werden im Internet Fensterbänke aus diversen Materialien angeboten, um die Sitzfläche zu vergrößern. Vor allem junge Frauen praktizieren diesen neuen Trend. Gestern Nachmittag, als ich vom Schwimmen zurückkam, hatten sich im Nachbarhaus vier Studentinnen in Bikinis auf die Fensterbänke im Erdgeschoss drapiert. Zum Posing für das TikTok- oder Instagram-Profil. Junge Männer fuhr auf Fahrrädern vorüber und johlten begeistert ob der freizügig zur Schau gestellten Reize. Die Mädels wiederum schien das Gegröle nicht zu stören - im Gegenteil. Wie fast alle zeitgenössischen Trends hat auch dieser eine starke narzisstische Komponente. Es gibt im Nebenhaus auch einen recht großen Hinterhof, den man zum Sonnen nutzen kann, aber darum geht es eben nur unter anderem. Die Hauptsache ist, dass man sieht und gesehen wird. Da während des Im-Fenster-Sitzens gern auch Bier getrunken wird, ist es nur eine Frage der Zeit, bis die ersten Betrunkenen abstürzen und sich den Hals brechen. Ich muss gestehen, dass die Phalanx weitgehend entblößter weiblicher Körper mich an das Rotlichtviertel von Amsterdam erinnert hat, wo ich vor vielen Jahren Frauen sah, die sich potenziellen Kunden in Schaufenstern präsentierten. Die Assoziation eines alten weißen Mannes, ich weiß.

In der *Süddeutschen Zeitung* stieß ich heute auf eine fast ganzseitige farbige Anzeige der Initiative Freie Soziale Marktwirtschaft, der Propagandaabteilung des Neoliberalismus'. Sie zeigt Annalena Baerbock in einem wallenden grünen Gewand und mit zwei riesigen steinernen Verbotstafeln in den Armen. Eine Art weiblicher Moses. Der Begleittext lautet: „Die Verbote der Grünen lähmen unser Land. Das Gebot der Stunde aber ist der kreative Wettbewerb um die besten Ideen. Dafür braucht es Raum für Freiheit und Verantwortung. Das ist der Kern von Sozialer Marktwirtschaft. Verbote haben noch nie ins gelobte Land geführt.“ Das ist, kurz gefasst, auch das Programm der FDP.



Bild von [Daniel Lages](#) auf [Pixabay](#)

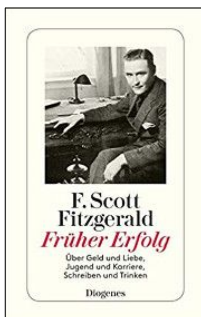
Noch nie habe ich einer Fußball-Europameisterschaft mit einer solchen Gleichgültigkeit entgegengesehen. Ja, mehr noch, es ist Widerwillen im Spiel. Weil des Pudels Kern diesmal derart offen zutage tritt, dass es schon fast peinlich ist. Das Profitmotiv ist nackt und für jeden sichtbar, der sehen will. Noch dazu findet die EM während einer, wenn auch abklingenden, Pandemie statt, wo sonst fast gar nichts geht. Wir alle sollen auf überflüssige Reisen verzichten, bei dieser EM, bei der die Spielorte über ganz Europa verstreut sind, wird gereist, was das Zeug hält. Und auf Drängen der UEFA sollen sogar größere Zuschauerzahlen in den Stadien zugelassen werden. Gerade wo sich in Großbritannien die sogenannten indische Mutante ausbreitet, sollen die Halbfinals und das Endspiel in England ausgetragen werden. Daniel Cohn-Bendit sagte im Interview mit der Sonntagsausgabe der FAZ: „Die ganze Sache mit dem Geld ist unreal geworden, geradezu irre. Das kann man nicht mehr nachvollziehen. Aber trotzdem machen alle mit. Wenn ich sehe, was die öffentlich-rechtlichen Anstalten für die Übertragungen der Europameisterschaften bezahlen! Doch während der Pandemie sieht man, dass plötzlich die Maßstäbe nicht mehr funktionieren.“ Wir sollten die UEFA und den Fußball des Geldes mit einem Zuschauerstreik bestrafen, mit blanker Missachtung. Wir wollten das großartige Spiel Fußball aus dem Würgegriff der Kommerzialisierung befreien und es auf seine proletarisch-rebellischen Anfänge zurückführen. Aber das wird nicht geschehen: Ab morgen wird das Land und ganz Europa im Fußballrausch versinken. In der ganzen Nachbarschaft werden schon die Biervorräte aufgefrischt. Die Kästen klappern. Ich bin gespannt, ob ich nächsten Dienstag der Versuchung widerstehen kann, mir im Spiel Frankreich-Deutschland Kylian Mbappé anzuschauen, wie er Mats Hummels schwindlig spielt. Wahrscheinlich lasse ich mir das nicht entgehen ...



Bild von [Catkin](#) auf [Pixabay](#)

In einer Kurzgeschichte von Hemingway, die sein Freund Scott Fitzgerald bespricht, geht es um Erfahrungen von jungen Leuten an der Schwelle zum Erwachsenwerden. „Der Leser erlebt, wie um Nick herum ununterbrochen Bindungen gekappt werden“, schreibt Fitzgerald. Diese Kurzgeschichte schrieb Hemingway vor rund einhundert Jahren. Damals erschien das unablässige Kappen von Bindungen noch unerhört und lieferte den Stoff für eine Geschichte, heute gehören solche Erfahrungen zur Normalität. Selbst im Nahbereich erleben fast alle Kinder Trennungen, oft mehrfach. Vor einiger Zeit hörte ich aus einer Gruppe Teenager, die vor einem Supermarkt abhingen, den Satz eines Mädchens von vielleicht fünfzehn Jahren: „Oh man ey, meine Mutter hat schon wieder `nen neuen Lover.“ Das Verstörende an diesem Satz besteht zunächst einmal darin, dass er gewissermaßen seitenverkehrt ist. Es ist ein mütterlich-erwachsener Satz, der aus dem Mund einer Tochter kommt. Er verweist auf völlig verdrehte Verhältnisse: Die Kinder müssen sich Sorgen um das Beziehungsverhalten ihrer Eltern machen. Mangelnde Stabilität und Verlässlichkeit in den Familien beraubt sie eines für ihre Entwicklung wichtigen Schonraums und lässt sie - wie Alice im Wunderland in das Kaninchenloch - vorzeitig kopfüber in die Erwachsenenwelt stürzen. Sie müssen sich selbst erziehen, wodurch man ihnen sowohl das Kindsein als auch die Chance zum Erwachsenwerden verweigert. Die verbreitete Flüchtigkeit der Beziehungen und Unsicherheit von Bindungen weisen dabei etwas erschreckend Funktionales auf. Dadurch, dass ein Kind das mehrfache Auswechseln eines „Vaters“ erlebt, bis es den gerade aktuellen vorsichtshalber zum „Lover“ erklärt, erwirbt es die heute durchaus erwünschte Fähigkeit, soziale Bindungen von Fall zu Fall lösen zu können und sich an nichts mehr wirklich zu binden. Auf diese Weise wächst eine Generation heran, die schon in der Wolle mit „Flexibilität“ eingefärbt ist und der marktkonformes Verhalten zur zweiten Natur wird.

**Auf diese Weise
wächst eine Generation
heran, der
marktkonformes
Verhalten zur zweiten
Natur wird**



Diogenes-Verlag 2017
Tb, 384 S. 12 €
ISBN: 978-3257244083

Was mir bei der Lektüre der weitgehend autobiographischen Texte von Scott Fitzgerald, die unter dem Titel *Früher Erfolg* bei Diogenes erschienen sind, eingefallen ist: Heute werden die Jugendlichen und Studierenden wegen ihrer „schrecklichen Entbehrungen“, die ihnen die Corona-Zeit abverlangt hat, bedauert, doch was sind diese vermeintlichen oder auch realen Entbehrungen gegen die Erfahrungen der Generation, der

Hemingway und Fitzgerald entstammten? Extrem jung in den Ersten Weltkrieg und sein Gemetzel geworfen, standen sie – mit dem Leben gerade so davon gekommen - mit Anfang zwanzig mit leeren Händen da und mussten sich irgendwie durchschlagen. Gertrude Stein hat für diese Generation die Bezeichnung *Lost Generation* geprägt. Sie hat erstaunlicherweise etwas daraus gemacht, und zwar ohne staatliche Alimentierung. Ihre Leidenserfahrungen wurden zur Quelle einer unglaublichen Kreativität. Einfach so. Man wird bei Fitzgerald vergeblich nach Klagen über mangelnde Unterstützung und Selbstmitleid suchen. Dabei hätte diese Generation deutlich mehr Anlass dazu gehabt als unsere allseits bedauerte Corona-Jugend. „Fünf Prozent meiner Kommilitonen, einundzwanzig junge Männer, fielen im Krieg“, heißt es lakonisch in Fitzgeralds Text *Princeton*.

Jetzt wird lautstark und mit großer medialer Unterstützung gejammert, dass man mal ein Jahr keinen Hörsaal von innen sehen und die Kommilitonen nicht treffen konnte. Ganz bitter, dass man ein Jahr lang nicht mit Bierflaschen herumrennen und (offiziell) keine Partys feiern konnte. Das scheint die größte ihrer Entbehrungen.

Jetzt wird lautstark und mit großer medialer Unterstützung gejammert, dass man mal ein Jahr keinen Hörsaal von innen sehen und die Kommilitonen nicht treffen konnte

Seit gestern Mittag bin ich am Edersee. Endlich mal wieder, nach fast einem Jahr Pause. Erst hab ich mich eingerichtet: das Bett bezogen, den Kühlschrank angeworfen, meine Lebensmittel eingeräumt und die mitgebrachten Bücher ins Regal gestellt, dann bin ich zu einem ersten Bad im See aufgebrochen. Es duftete nach Heu und Holunderblüten. Am Denkmal für den alten Ort Asel, dessen Einwohner 1914 dem See weichen mussten, führt eine steinerne Treppe ins Wasser, die ich gern benutze, weil man dann weder durch Schlamm waten noch über Steine gehen muss, um ins Wasser zu kommen. Im Alter weiß man solche Annehmlichkeiten zu schätzen. Neben mir war noch ein älteres Bikerpärchen dort. Beide lagen im Gras und schliefen. Sie schnarchte, was das Zeug hält, er hustete gelegentlich, wie es starke Raucher tun. Das Schnarchen der Frau war in der ganzen Aseler Bucht zu hören, die ich schwimmend durchquerte. Es herrschte eine angenehm ruhige Abendstimmung, zu der das Schnarchen der Frau gut passte. Als ich nach zwanzig Minuten zurückkehrte, saßen die beiden Biker im Gras und aßen zu Abend. Ich trocknete mich ab, zog mich an und wünschte ihnen im Gehen guten Appetit. Oben angekommen, bereitete ich mir einen Kräuterquark zu. Die dafür nötigen Kräuter durfte ich mir im Garten der Pension schneiden. Dazu gab es ein frisches Vollkornbrot, Tomaten und ein kühles Bier, das unten bei den Wirtsleuten in einem Kühlschrank immer bereit liegt. Was will man mehr? Dann habe ich mir den Film *Wiesenstraße Nr. 10* mit Jean Gabin angeschaut. Ich verehere diesen Schauspieler sehr. In diesem im Jahr 1959 erschie-

nenen Film spielt er einen allein erziehenden Vater, der erleben muss, wie seine Kinder sich ihm entfremden. Sie werden von den modernen Zeiten erfasst, mit denen er nichts anfangen kann und denen er sich zu verweigern versucht. Er gerät mehr und mehr in eine Position abseitiger Starrheit. Vor allem sein jüngster Sohn, der nicht von ihm ist, sondern einer Affäre seiner Frau entsprang, als er in Kriegsgefangenschaft war, macht ihm große Sorgen. Der Junge balanciert auf dem schmalen Grat zwischen Abenteuer und Delikt, und der Vater muss seine ganze Kraft aufbieten, um ihn vor dem Absturz in die Kriminalität zu bewahren. Es gelingt ihm, indem er ihm seine Zuneigung zeigt und trotz aller Schwierigkeiten zu ihm steht. Dieser Kampf hält ihn selbst am und im Leben.



Bild von minka2507 auf Pixabay

Heute Nacht habe ich so gut geschlafen, wie lange nicht mehr. Bin im Morgengrauen wach geworden, dann aber bald wieder eingeschlafen. Nun habe ich auf dem Balkon gefrühstückt. Nur ein paar dünne Schleierwolken zogen durch den blauen Himmel. Eine Spatzengang flog zwischen dem Reneclaudenbaum und dem Vogelhäuschen hin und her. Nirgends hielt es sie lange; kaum saßen sie, hoben sie schon wieder ab, schwirrten hinüber, nur um rasch zurückzukehren. Das Schwirren ihrer Flügel begleitete mein Frühstück. Zwei Etagen darüber zog ein ausgewachsener Rotmilan seine Kreise. Ohne einen Flügelschlag lag er im Wind und schraubte sich höher und höher, bis er aus meinem Blickfeld verschwand. Eine Weile hörte ich noch seine markanten Schreie. Die erste Etage gehörte den Schwalben, die Jagd auf Insekten machten, um die hungrigen Mäuler der Kleinen zu stopfen, die kreischend ihre Köpfchen aus den Nestern recken, die unter dem Scheunendach kleben. Als der Milan über ihnen kreiste, brachten sie Schwalben sich in Sicherheit, denn auf dem Speisezettel des Rotmilan stehen auch kleinere Vögel.

Ich bin aus dem hektischen Gießen mitten in eine dörfliche Welt geraten. Gegen Mittag werde ich losziehen und zum See hinuntergehen, um zu schwimmen und ein wenig in der Sonne zu sitzen. Unterwegs werde ich mich auf irgendeiner Bank niederlassen und lesen. Ich lese noch immer Scott Fitzgeralds autobiographischen Texte. Abends gibt es Spargel, dann werde ich mit den Wirtsleuten das Spiel Frankreich-Deutschland schauen. Dabei darf ich meine Sympathien für die Franzosen nicht allzu deutlich zeigen, sonst gerät der häusliche Frieden in Gefahr.



Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenem und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenem liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab' ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntelang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ 2018 im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

☛ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

☛ [Alle aktuellen Texte im GEWerkschaftsMAGAZIN](#)